

Warum bekomm' das Kindergeld nicht ich?

Warum bekomm' das Kindergeld nicht ich?

Antworten auf neugierige Kinderfragen

Herausgegeben von Jürgen Kaube
und Fridtjof Küchemann

Mit Illustrationen von Stefan Schmid

Reclam

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20482
2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart
Illustrationen im Innenteil: Stefan Schmid Design, Stuttgart
Satz: Reclam, Ditzingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2017
RECLAM ist eine eingetragene Marke der
Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020482-5
www.reclam.de



Inhalt

- Einleitung 9
- LUCIA SCHMIDT
Was es heißt, neu zu sein 11
- JÜRGEN KAUBE
Warum es immer das Allerneuste sein muss 14
- FRIDTJOF KÜCHEMANN
Warum Kinder in die Schule gehen müssen 16
- KATRIN HUMMEL
Warum Eltern so einen Aufstand um den Schulwechsel
machen 19
- GEORG RÜSCHEMEYER
Warum es gut ist, mit vielen Sprachen aufzuwachsen 22
- FRIDTJOF KÜCHEMANN
Wann der Spaß aufhört 25
- TILMANN SPRECKELSEN
Warum wir noch lernen, mit der Hand zu schreiben 28
- DIETMAR DATH
Wie man Schriftsteller wird 30
- TILMANN SPRECKELSEN
Warum wir von Jugendbuchserien nicht genug
bekommen 32
- FLORENTINE FRITZEN
Warum sich Kinder nicht jeden Film ansehen dürfen 35
- ULF VON RAUCHHAUPT
Was wir im Weltall suchen 38
Wann der erste Mensch zum Mars fahren wird 39
- ANA MARIA MICHEL
Warum es Weihnachtsgebäck schon im September
gibt 43
- ULF VON RAUCHHAUPT
Warum ein Nobelpreis so ein großes Ding ist 45
- TILMANN SPRECKELSEN
Warum wir uns gerne gruseln und Halloween feiern 49

JOACHIM MÜLLER-JUNG	
Warum Zucker so lecker ist und so gefährlich	51
TILMANN SPRECKELSEN	
Woher die Adventslieder eigentlich kommen	54
FRIDTJOF KÜCHEMANN	
Warum wir zu Weihnachten einen Tannenbaum ins Zimmer stellen	56
ANKE SCHIPP	
Warum es an Weihnachten leicht Streit gibt	59
KATRIN HUMMEL	
Wann Eltern die richtigen Eltern sind	61
CHRISTOPH SCHÄFER	
Warum die Eltern und nicht die Kinder Kindergeld bekommen	63
ANDREA DIENER	
Warum manche Menschen gegen die Homo-Ehe sind	65
ULF VON RAUCHHAUPT	
Was der Winter ist und was aus ihm wird	67
FRIDTJOF KÜCHEMANN	
Die Sache mit den guten Vorsätzen	70
Was Eltern gegen Computerspiele haben	72
Was das Problem ist mit dem Internet	75
Was es mit den dreißig dicken Bänden im Bücherschrank der Großeltern auf sich hat	78
LENA BOPP	
Warum Karneval gefeiert wird	80
JOACHIM MÜLLER-JUNG	
Was der Frühling mit uns macht	82
FRIDTJOF KÜCHEMANN	
Warum wir einander in den April schicken	86
UTA RASCHE	
Was bei Erstkommunion und Konfirmation gefeiert wird	88
SANDRA KEGEL	
Warum wir einen Muttertag feiern	90
CHRISTIAN EICHLER	
Was Abstieg im Fußball bedeutet	93

CHRISTIAN PALM	
Warum Verlieren so wehtut	95
JÜRGEN KAUBE	
Warum Papa beim Fußball rumschreien darf	98
CHRISTOPH BECKER	
Warum es beim Fußball Rassismus gibt	101
PATRICK BAHNERS	
Warum Menschen gleich sind, auch wenn sie nicht gleich aussehen	103
JASPER VON ALTENBOCKUM	
Warum der Ausländerhass ohne Ausländer besonders groß ist	106
JOHANNES PENNEKAMP	
Warum manche Menschen keine Flüchtlinge aufnehmen wollen	107
JULIA BÄHR	
Warum manche Kinder ganz alleine nach Deutschland flüchten	112
MARKUS BICKEL	
Warum es im Nahen Osten immer wieder Krieg gibt	114
CHRISTIAN H. MEIER	
Warum Religion zur Rechtfertigung von Gewalt missbraucht wird	116
LENA BOPP	
Warum Menschen für die Freiheit auf die Straße gehen	121
ANNE-CHRISTIN SIEVERS	
Warum es Streiks gibt	123
TIMO FRASCH	
Wenn wir keine Wahl hätten	126
REINHARD VESER	
Warum Volksabstimmungen manchmal täuschen	128
JÜRGEN KAUBE	
Wozu man einen Bundespräsidenten braucht	131
JÖRG THOMANN	
Warum es heute noch Könige gibt	134
JULIAN STAIB	
Warum Politiker so oft von Freundschaft sprechen	138

DIETMAR DATH	
Der Trick von Brüllern wie Donald Trump	140
OLIVER GEORGI	
Was Verantwortung in der Politik bedeutet	142
KATRIN HUMMEL	
Warum sich Regierungschefs beim G-7-Gipfel treffen müssen	144
ULF VON RAUCHHAUPT	
Was es mit der Sommersonnenwende auf sich hat	147
JOACHIM MÜLLER-JUNG	
Welche Grenzen sportliche Rekorde haben	150
ANA MARIA MICHEL	
Ob man tricksen soll, wenn alle anderen auch tricksen	152
TILMANN SPRECKELSEN	
Warum es überhaupt Zeugnisnoten gibt	156
ANDREA DIENER	
Warum wir in Urlaub fahren	159
ULF VON RAUCHHAUPT	
Wie ein Stau entsteht	161
ANKE SCHIPP	
Warum die Bayern immer als Letzte Sommerferien haben	162
JOACHIM MÜLLER-JUNG	
Warum unsere Haut verbrennt	165
ULF VON RAUCHHAUPT	
Warum es Gewitter gibt	167
Warum es Erdbeben gibt	169
FRIDTJOF KÜCHEMANN	
Warum Eltern immer wissen wollen, wie es war	171
Die Autoren	173
Register	175

Einleitung

Die Tücke steckt im kleinen Wörtchen »eigentlich«. Meist kommt es in den Fragen vor, mit denen Kinder ihre Eltern überraschen. In Fragen nach dem Weltgeschehen genauso wie in Fragen nach Alltäglichem und seinem Hintersinn. Warum ist das eigentlich so? Wer so fragt, unterstellt dem Auffälligen etwas Grundsätzliches. Etwas ist des Fragens würdig geworden. Dann ist Geistesgegenwart verlangt, aber allzu oft fällt uns Eltern das treffende Bild, der erhellende Vergleich, der klärende Bezug erst ein, wenn sich das Gespräch längst anderen Themen zugewandt hat. Die Kinderfrage deckt auf, wie viel nicht selbstverständlich ist und wie viel wir auch nicht sofort erklären können.

Seit dem Sommer 2014 veröffentlicht die Frankfurter Allgemeine Zeitung auf ihrer Webseite FAZ.NET jeden Freitag eine Antwort auf solche Kinderfragen. Oft kommen sie direkt aus den Familien der Redakteure, vom Esstisch, vom Fernsehsofa oder aus dem Kinderbett beim Gute-Nacht-Sagen. Manchmal liegt die Frage, die in der Kolumne »Wie erkläre ich's meinem Kind?« behandelt wird, auch in der Luft. In seltenen Fällen nimmt die Kolumne sogar eine mögliche Erklärungsnot vorweg. Gleich die erste Folge, zwei Tage vor dem Endspiel der Weltmeisterschaft 2014 veröffentlicht, sollte die Gefühlsausbrüche Erwachsener beim Fußballgucken verständlich machen. Oder genauer: die Diskrepanz zwischen diesen Gefühlsausbrüchen und dem Gebot der Mäßigung im Alltag.

Kollegen aus allen Ressorts der F.A.Z. schreiben für diese Kolumne – mal direkt auf Augenhöhe der Kinder formuliert oder so gedacht, dass die Eltern sich mit ein, zwei zusätzlichen Stichwörtern, Bezügen oder Quellen für etwaige Nachfragen wappnen können. Ihnen gemeinsam ist: Es geht um etwa neun, zehn, elf Jahre alte Kinder, die also in einem Alter sind, in dem

das Hinterfragen der Welt das Zufällige, Spielerische verliert, dabei an Verständnis und Interesse gewinnt, in dem einzelne Auffälligkeiten mit dem abgeglichen werden, was Kinder über die Welt schon wissen. Oder zu wissen glauben.

Aus den Rückmeldungen unserer Leser wissen wir, dass Kinder an manchen Beiträgen Gefallen gefunden haben. Aus anderen, dass auch Erwachsene mit Gewinn gelesen haben, wenn sie gerade nicht in einer Erklärungsnot gegenüber Kindern waren. Dabei richtet sich »Wie erkläre ich's meinem Kind?«, der Titel legt es nahe, natürlich an die Eltern. Eigentlich.

Fridtjof Küchemann und Jürgen Kaube
Frankfurt, im Juli 2017

Lucia Schmidt

Was es heißt, neu zu sein

Ob in der neuen Schule oder Klasse, im Sportverein oder im Job: Die meisten Menschen tun sich schwer damit, als Neuling in eine Gruppe zu kommen. Warum ist das so? Und warum ist diese Angst ganz natürlich?

»Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«, dieser Satz stammt von dem Dichter Hermann Hesse. Der Satz macht deutlich: Jeder Neubeginn hat etwas Spannendes, etwas Unvorhersehbares und damit auch etwas Beängstigendes.

Wer kennt dieses Gefühl nicht, vor allem dann, wenn vielerorts die Schule wieder beginnt, für manche Erstklässler gar zum ersten Mal. Etwa, wenn nach den Sommerferien die neue Fußballmannschaft der E-Jugend zusammengestellt wird oder neue Kollegen plötzlich im Lehrerzimmer warten. Wenn wir auf eine Gruppe Menschen treffen, die wir noch nicht kennen, oder in eine Situation geraten, die wir so vorher noch nicht erlebt haben, ruft das meist Unsicherheit und Unwohlsein hervor.

Manche Menschen beginnen in solchen Momenten zu schwitzen, andere spüren ein Grummeln im Bauch oder atmen besonders schnell. Diese Reaktionen des Körpers passieren unabhängig davon, ob wir uns auf die neue Lebenssituation und die fremden Menschen freuen oder eher keine Lust oder gar Bammel davor haben. Warum ist das eigentlich so?

Psychologen können erst einmal beruhigen, denn sie erklären: Dieses Verhalten ist ganz natürlich. Genau genommen, ist uns Menschen dieses Verhalten sogar in die Wiege gelegt. Die Angst vor Unbekanntem hat nämlich ihren Sinn. Das hat die Natur so vorgesehen. Eine gewisse Anspannung macht uns etwa aufmerksamer und leistungsstärker. Das Gefühl von Angst

hilft uns, uns selbst zu erhalten. So drücken es zumindest die Experten aus.

Das soll heißen: Vor vielen Jahrtausenden, als die Menschen auch in unseren Breiten noch viel enger mit wilden Tieren oder bewaffneten Feinden zusammengelebt haben, war es wichtig, dass sie mit einer gewissen Furcht und Aufmerksamkeit fremde Wälder durchstreiften oder andere Ortschaften erkundeten. Die Angst vor Neuem ließ sie vorsichtig sein und im schlimmsten Fall schnell flüchten.

Heute müssen wir zumindest in Deutschland normalerweise nicht mehr so häufig vor wilden Tieren flüchten, aber die Situation, sich vor einer neuen Klasse oder einer anderen fremden Gruppe präsentieren zu müssen, ruft dieselben Reaktionen in unserem Organismus hervor. Es sind Urinstinkte.

Wir wollen zwar dann heute nicht mehr unbedingt möglichst schnell wegrennen (wobei auch dieses Gefühl mal aufgenommen kann), sondern wir wollen ein gutes Bild von uns abgeben, die beste Leistung bringen, uns nicht blamieren, schnell Kontakte knüpfen oder Freunde finden. Wenn wir nicht wenigstens ein bisschen angespannt wären, sondern uns alles egal wäre, würden wir vielleicht die Situation nicht so gut meistern. Das vermuten Psychologen.

Für die körperlichen und psychischen Reaktionen, die in uns bei neuen und veränderten Situationen hervorgerufen werden, ist das sogenannte sympathische Nervensystem zuständig. Es ist dafür da, den Organismus auf körperliche und geistige Leistungen vorzubereiten.

Dabei schüttet es Stresshormone aus, die dafür sorgen, dass das Herz schneller schlägt, die Atemwege sich erweitern und die Muskeln angespannt sind. Alles Dinge, die wir brauchen, um schnell und aufmerksamer reagieren zu können – früher auch, um schneller wegsprinten zu können.

Lampenfieber vor öffentlichen Auftritten zählt übrigens auch zu diesen Stressreaktionen des Körpers. Es gibt auch Men-

schen, die leiden unter der Angst vor neuen Situationen und Menschengruppen so sehr, dass sie diese meiden und im schlimmsten Fall gar nicht mehr das Haus verlassen. Mediziner sprechen dann von einer sozialen Phobie. Wenn die Angst so schlimm ist, sollten Betroffene Hilfe bei einem Arzt oder Psychotherapeuten suchen.

Aber in den allermeisten Fällen sind Angst und Aufregung vor Neuem und neuen Gruppen eben offensichtlich ganz normal. Man kann darüber also ruhig auch mal sprechen, mit Freunden, Eltern und Geschwistern. Das kann erstens guttun, zweitens merkt man, dass es anderen auch so geht, und drittens helfen sie einem vielleicht, mit diesem Unwohlsein besser umzugehen.

Gemeinsam kann man zum Beispiel üben, auf andere zuzugehen oder sich Themen für ein Gespräch zu überlegen. Denn zumindest in einem bestimmten Rahmen kann man den Umgang mit fremden Umständen und Menschen trainieren, um in unbekannte Situationen mit mehr Sicherheit zu starten.

Denn wie heißt ein anderer allseits bekannter Satz: »Übung macht den Meister.« Aber gänzlich verschwinden wird die Angst und Nervosität vor fremden Gruppen oder Situationen nie. Und das hat die Natur auch klug so eingerichtet.

Jürgen Kaube

Warum es immer das Allerneuste sein muss

In der Werbesprache heißt »neu« so viel wie »gut«. Und wenn ein neues Smartphone auf den Markt kommt, sieht die vorige Version auf einmal ganz alt aus. Warum zieht uns das Neue so an?

Das Beste ist das Neueste. Auf den ersten Blick stimmt das. Und manchmal braucht man das Neueste auch ganz dringend, als Allererster. Darum bilden sich manchmal sogar Zeltlager vor Smartphone-Geschäften. Wer möchte schon das Alte haben, wenn es eine neue Version davon gibt?

Zwar sehen wir das nicht bei allen Sachen so. Fast niemand wünscht sich zum Beispiel eine Stiefmutter als neueste Version der Mutter, nur weil die eigene schon eine Weile da ist. Auch zieht kaum jemand dauernd um, weil die neueste Heimat die beste wäre. Und dass die schönsten Bilder diejenigen sind, die gerade erst gemalt wurden, wird wohl auch nur selten behauptet. Bei manchen Dingen liegt es umgekehrt sogar gerade an ihrem Alter, dass man sie gut findet: Bäume, Ritterburgen, Dinosaurier.

Bei Handys jedoch, Popsongs, Klamotten und Autos liegt die Sache anders. Hier muss es für viele immer das Neueste sein. Und zwar auch dann, wenn das Alte noch funktioniert und noch passt. Wie kommt das? Um diese Frage zu beantworten, ist es nützlich, zunächst zwischen Handys und Autos auf der einen Seite, Popsongs und Klamotten auf der anderen zu unterscheiden. Denn es gibt zwei Arten, auf die ein Ding veralten kann.

Die eine ist technisch. Das neue Gerät kann einfach mehr, ist schneller, hat mehr Speicherplatz oder erkennt automatisch die Person im Sucher und findet sogar ihre Telefonnummer und ihre Lieblingsgesprächsthemen heraus. Schon an diesem Beispiel

erkennt man, dass »mehr können« wiederum Verschiedenes bedeutet: dasselbe besser oder zusätzlich etwas ganz Neues können. Das Interesse am Neuesten kann darum eines an bloßer Leistungssteigerung sein – weniger Benzinverbrauch, mehr Pixel – oder eines der Neugier und der Entdeckung von Wünschen, von denen man soeben noch gar nicht wusste, dass man sie hatte.

Der andere Grund, warum etwas veralten kann, liegt in der Mode. Hier kommen die Neuerungen nicht aus der Forschung oder der Entwicklung, hier kommen sie selber vom Verkauf her. Mode ist geplantes Veralten. Denn es ist gar nicht vorgesehen, dass die neueste Mode lieferbar bleibt, dass die Farben der Saison über die Saison hinaus beliebt sind, dass die Pop-Band auch in fünf Jahren noch existiert, dass die Prominenz von heute auch morgen noch interessant ist.

So weit, so übersichtlich: Technik hier, Mode dort. Schaut man sich nun noch einmal die Zeltlager vor den Apple-Stores, aber auch die neuesten Automobile an, dann erkennt man, dass diese Unterscheidung bei Smartphones und Luxuslimousinen zusammenschmilzt. Denn hier wird technischer Fortschritt selbst zur Mode. Irgendwelche Fortschritte werden immer geliefert – größer, dünner, schärfer – und von den Testzeitschriften, die in Wahrheit Reklamezeitschriften sind, auch ins Schaufenster gestellt. Aber übernachtet jemand wegen mehr Energieeffizienz oder jetzt wieder – wieder! – abgerundeten Kanten in der Fußgängerzone? Und Zigtausende von Euro nur dafür, dass die Karre eine Wärmebildkamera hat, um Tiere fernanzuleuchten, und man ins Navi die Zielorte auch handschriftlich eingeben kann?

Nein, hier dienen die technischen Verbesserungen selber dazu, einen Neukauf zu begründen, dessen wahre Gründe woanders liegen. Es geht ums Dabeisein, um Statusgewinn und Chic. Das Kaufen selbst ist der Nutzen, samt dem Haben und Herzeigenkönnen, der Gebrauch im engeren Sinne ist zweitrangig.

Die Philosophie der alten Griechen hätte das so formuliert: Einkaufen ist hier keine Technik, um etwas anderes zu erlangen, sondern eine Praxis, die um ihrer selbst willen erfolgt. Die Frage »Wozu?« geht am Zeltlager vor dem Apple-Store völlig vorbei.

Fridtjof Küchemann

Warum Kinder in die Schule gehen müssen

Manche Eltern hören diese Frage jeden Morgen, andere nur am Ende der Sommerferien: Warum müssen Kinder überhaupt in die Schule gehen? Gäbe es keine anderen Möglichkeiten, um später im Erwachsenenleben gut zurechtzukommen?

Wer den Sinn des kindlichen Schulbesuchs in Frage stellt, kann sich besten Zuspruchs sicher sein: Von Pippi Langstrumpf bis zu den Peanuts reicht die Reihe der populären Schulpflichtzweifler. Als der Rabauke Calvin eines Morgens auf dem Weg in die Schule an der Bushaltestelle steht, muss er sich vom Nachbarsmädchen Susi anhören, wie sie sich auf das Lernen freut. Er starrt sie an und sagt ihr dann, ihre Haare verdeckten die Narben von der Gehirnamputung ganz gut.

Welcher Erwachsene könnte von sich behaupten, nicht auch als Kind daran gezweifelt zu haben, ob das mit dieser ewigen, elenden Schule wirklich so sein muss? Es ist nichts Schlechtes an dieser Erinnerung, kann sie doch den Kindern heute vielleicht die Allgemeinplätze ersparen, mit denen ihre Eltern damals als Kinder bei solchen Fragen abgespist worden sind: Man lerne doch fürs Leben und nicht für die Schule. Wo es doch am besten ist, darüber gemeinsam nachzudenken.

Von ihrem Leben später machen sich Kinder schon früh eine Vorstellung, und in diesem Bild, so phantasievoll es auch sein

mag, haben konkrete Fertigkeiten und Kenntnisse ihren Platz, wenn nicht gleich ein mehr oder weniger genaues Berufsbild. Jedes Kind kann sich denken oder ausdenken, was es alles können muss, um später einmal so zu leben, wie es sich das heute vorstellt. Jedes Kind hat eine Idee, wie und wo es sich dieses Wissen am besten aneignet. Und jedes etwas ältere Kind kann sich schon daran erinnern, wie sich die eigene Vorstellung auch verändert: Kaum einer, der früher einmal Ritter werden wollte, wenn er groß ist, hält über Jahre daran fest.

Wenn sich diese Idee aber immer mal verändert, könnte sie das ja auch weiter tun, und vielleicht weiß man mit neun, zehn, elf Jahren einfach doch noch nicht mit letzter Sicherheit, was später aus einem werden wird. Auch wenn die Coaches ihre berufsmüden Klienten gerne danach fragen, was sie eigentlich als Kind hatten werden wollen: In diesen frühen Phantasien kann der Schlüssel zu späterer beruflicher Erfüllung stecken. Jedenfalls ist es doch bestimmt nicht schlecht, nicht nur das zu lernen, von dem man gerade glaubt, dass man es später einmal sicher braucht. Außerdem: So gut wie im Kindesalter ist das Gehirn nie wieder in der Lage zu lernen.

Die Anfänge der allgemeinen Schulpflicht sind fast dreihundert Jahre alt. Damals war sie vor allem dazu gedacht, die Kinder aus einem Kreislauf zu erlösen: Weil sie schon früh auf dem elterlichen Hof oder in der Werkstatt mit anfassern mussten, konnten viele nichts lernen, womit sie es später einmal besser haben konnten als ihre Eltern. Kinder aus armen Familien blieben oft ihr Leben lang arm. Dabei sprechen heute viele Kinder, deren Eltern aus einem anderen Land gekommen sind, die Sprache des Landes, in dem sie leben, besser als ihre Eltern. Sie finden sich leichter zurecht und kennen sich besser aus. Und daran hat die Schule einen ganz großen Anteil.

Im Einzelnen gibt es immer was zu meckern: In jeder Schule gibt es überforderte Lehrer, blöde Mitschüler, zu viel Hausaufgaben und Klassenarbeiten. Und die vielen guten Ideen, wie

man den Unterricht bunter, abwechslungsreicher, interessanter machen kann, finden immer nur langsam ihren Weg in den Schulalltag. Aber eine bessere Idee, als alle Kinder zur Schule zu schicken und dafür Schulen zu haben, auf die alle Kinder gehen können, gibt es einfach nicht.

Es gibt viele Leute, die dafür sind, dass Kinder zur Schule gehen müssen. Und es gibt ein berühmtes Mädchen, das sogar dafür kämpft, dass Mädchen zur Schule gehen dürfen. In ihrer Heimat ist das nicht selbstverständlich: Erst vor ein paar Jahren sind im fernen Pakistan die Stimmen lauter geworden, die behaupten, es sei »unzüchtig«, dass Mädchen in die Schule gehen. Die Leute, die das wollten, sind so stark und bedrohlich geworden, dass viele Schulen wirklich geschlossen wurden. Als Malala nicht aufhörte, sich dagegen zu wehren, wurde eines Tages, am 9. Oktober 2012, ihr Schulbus angehalten. Ein Mann ist eingestiegen, hat nach ihr gefragt und dann auf sie geschossen. Damals war Malala fünfzehn. Sie hat diesen Mordversuch überlebt, Pakistan verlassen und setzt sich inzwischen in aller Welt für das Recht ein, zur Schule zu gehen.

Einmal haben Journalisten Malala gefragt, ob sie nicht über diesem Kampf ihre eigene Kindheit verloren habe. Ihre Antwort war, dass es eher die Kinder sind, die im Müll nach etwas Verkäuflichem wühlen oder betteln müssen, die Mädchen, die schon als Kinder verheiratet werden, und alle, die im Krieg aufwachsen, die um ihre Kindheit gebracht werden. Das alles gibt es wirklich. Und sie hat recht.

Katrin Hummel

Warum Eltern so einen Aufstand um den Schulwechsel machen

Die Grundschulzeit ist überstanden. Jetzt steht die Entscheidung für eine weiterführende Schule an. Warum ist das für die Eltern so aufregend?

Meist ist es in den ersten Monaten des Jahres so weit: Eltern schauen sich die weiterführenden Schulen ihrer Stadt an, um zu entscheiden, an welcher sie ihre Kinder anmelden sollen. Schließlich steht im Sommer der »Übertritt« der Viertklässler an. Soll es dann eher die Schule mit musischer Ausrichtung sein oder eine mit altsprachlichem Zweig? Die Schule um die Ecke, zu der das Kind zu Fuß und mit seinen Freunden gehen will – oder die zweisprachige am anderen Ende der Stadt? Und was, wenn das Kind keine Gymnasialempfehlung bekommt? Für viele Eltern ist das der Weltuntergang, für manche sogar ein Grund, vor Gericht zu ziehen. Aber warum ist die Wahl der Schulart den Eltern überhaupt so wichtig? Sollten sie sich nicht besser lockermachen?

Ja, das sollten sie – einerseits. Es ist das gute Recht von Kindern, im Hier und Jetzt zu leben, und der Weg zu den oft phantasievollen Dingen, die sie später einmal machen wollen, ist für die meisten unvorstellbar oder uninteressant. Umso wichtiger ist dieser Schritt für die Eltern, die sich für ihre Kinder natürlich wünschen, dass ihnen alle Wege offenstehen. Klar, es gibt Geschichten von Leuten, die zuerst auf die Haupt- oder Realschule gekommen sind und danach tolle Sachen gemacht haben. Und es gibt Geschichten von Leuten, die aufs Gymnasium gekommen sind, weil ihre Eltern das unbedingt wollten, dort aber überfordert und unglücklich waren. Ein Leben ohne Abitur oder gar Studium muss kein schlechtes oder unglückliches Leben



sein. Eigentlich versteht sich das ja auch von selbst, jeder weiß das. Wenn Kindern oder ihren Klassenkameraden das Gymnasium als nächste Schule empfohlen wird, heißt das also nicht, dass sie etwas Besseres wären. Aber die meisten Kinder bleiben ja auf der Schule, auf die sie nach der Grundschule gekommen sind. Einfacher ist es für sie sowieso.

Und außerdem gibt es da auch noch ein »Andererseits«: Bildungsforscher sind sich nämlich einig, dass der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule nicht nur die erste wichtige Leistungsbewertung im Leben eines Kindes ist, sondern auch die wichtigste Weichenstellung im Bildungsweg. Mit anderen Worten: Wenn das Kind einen niedrigen Bildungsabschluss macht, gerät es meistens ins Hintertreffen. Und zwar was späteres Einkommen, soziales Ansehen, persönliche Freiheit, Anerkennung und spätere Arbeitsbedingungen angeht. So etwas kann Eltern ganz schön Angst einjagen. Gebildete Menschen sind im Schnitt außerdem auch noch gesünder, seltener in psychiatrischer Behandlung und weniger häufig geschieden. Und als sei das nicht schon genug, trifft das alles dann auch noch für deren Kinder zu, für die nächste Generation. Gebildete haben, wiederum im Durchschnitt, gesündere, schulisch erfolgreichere Kinder, die ihrerseits die besseren Jobs bekommen. Wie gesagt, das trifft nicht auf alle diese Kinder zu. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass es gut läuft, ist höher bei Kindern, die einen hohen Bildungsabschluss machen.

Es gibt also gute Gründe für das, was die allermeisten Eltern nicht nur aus der Mittelschicht glauben, die alles dafür tun, dass ihre Kinder es später mal genauso gut haben wie sie selbst. Bei vielen ist es wohl eher eine unbestimmte Mischung aus Zukunfts- und Abstiegsangst, die dazu führt, dass sie von ihren Kindern Höchstleistung erwarten. Und das gilt für alle sozialen Schichten: Die deutliche Mehrheit – nämlich zwei von drei Eltern, auch aus armen und wenig gebildeten Verhältnissen – wünscht sich, dass ihr Kind Abitur macht. Die Wirklichkeit

sieht aber leider anders aus: Nur ein knappes Drittel der Kinder, deren Eltern eine einfache Schulbildung haben, gehen aufs Gymnasium. Bei den Eltern, die selbst Abitur gemacht haben, sind es mehr als zwei Drittel.

Und wenn das Kind dann erst mal auf die Haupt-, Real- oder Mittelschule geht, wird dadurch sozusagen im Alter von meist zehn Jahren eine Entscheidung getroffen, die danach nur noch schwer umzukehren ist. Wechsel der Schulart finden meistens nur »nach unten« statt. Dass ein Schüler auf eine höhere Schulform wechselt, kommt viermal seltener vor als ein »Abstieg«, zeigt der »Chancenspiegel« der Bertelsmann-Stiftung. Das zeigt, dass manche Kinder auf Schulen gehen, für die sie gar nicht geeignet sind, meist wohl, weil ihre Eltern sie aus einem falschen Ehrgeiz heraus dort anmelden.

Die Entscheidung, vor der Eltern mit ihren Viertklässlern stehen, ist also wirklich wichtig – und ziemlich knifflig: Natürlich eignen sich nicht alle Kinder für das Gymnasium, und die Eltern müssen die für ihr Kind angemessene Schulart wählen. Das ist das Allerwichtigste.

Georg Rüschemeyer

Warum es gut ist, mit vielen Sprachen aufzuwachsen

Das es ziemliche Mühe macht, neben der Muttersprache eine Fremdsprache zu lernen, weiß jeder. Aber weiß nicht auch jeder, wie toll es ist, wenn man das einmal geschafft hat?

Da hat es Sophia leichter, später in der Schule, zumindest in Englisch und Französisch. Denn das fünf Jahre alte Mädchen hat einen britischen Vater und eine französische Mutter, mit denen

es in Deutschland wohnt. Zuhause redet Sophia mit ihren Eltern Englisch und Französisch, im Kindergarten und mit den Nachbarskindern Deutsch. Klar, dass sie da manchmal etwas durcheinanderbringt: »Can I get ein Stückchen Schokolade, s'il vous plaît?«

Früher dachte man, dass so eine Sprachverwirrung für Kinder schädlich sei. Inzwischen sind sich die meisten Sprachforscher einig, dass Probleme wie das Vermischen der Sprachen oder eine zuerst oft etwas langsamere Sprachentwicklung bald vorübergehen. Der Vorteil, mehrere Sprachen so gut wie eine Muttersprache zu beherrschen, bleibt dafür ein Leben lang.

Und so richtig geht das eben nur im Vor- und Grundschulalter, in dem Kinder wahre Meister im Sprachenlernen sind. Anstatt mühevoll Vokabeln und Grammatik zu pauken, saugen sie die Sprache oder eben auch mehrere Sprachen ihrer Eltern und anderer Bezugspersonen ganz nebenbei in sich auf und lernen sie dabei besser, als man es später mit Unterricht im Jugend- oder Erwachsenenalter je könnte. Berieselung durch Hörbücher oder Filme hilft dabei nur bedingt. Wirklich lernen kann das Kind nur durch den aktiven Umgang mit anderen Menschen. Und die sollten die Sprache natürlich auch wirklich beherrschen.

Wenn aber zum Beispiel aus dem Ausland nach Deutschland gezogene Eltern selbst erst ein paar Brocken Deutsch können, werden es ihre Kinder auch kaum von ihnen lernen. Das klappt dann eher, wenn sie die Kinder in einen Kindergarten schicken, wo sie mit Gleichaltrigen und Betreuern die Landessprache lernen können.

Die Vorteile der Mehrsprachigkeit beschränken sich durchaus nicht darauf, später faulenzen zu können, während die Mitschüler Vokabeln büffeln müssen – da würden einem exotischere Sprachen wie Aserbaidshisch oder Thailändisch auf deutschen Schulen wohl auch wenig bringen. Dafür gibt es aber viele Hinweise darauf, dass es mehrsprachig aufgewachsenen Men-

schen später leichterfällt, weitere Sprachen zu lernen, und dass sie allgemein etwas flexibler denken können. Die Erklärung: Wer mehrsprachig aufwächst, versteht schon früh, dass Wörter nur willkürlich vereinbarte, austauschbare Lautfolgen sind – ein Hund ist ein »Hund«, weil wir uns im Deutschen irgendwann darauf geeinigt haben, ihn so und nicht etwa »Schnyrx« zu nennen.

Dieses sogenannte »metalinguistische Verständnis« ist bei Mehrsprachlern stärker ausgeprägt und scheint bis ins hohe Alter günstig auf alle möglichen anderen geistigen Fähigkeiten abzufärben. Besonders groß sind diese Effekte allerdings nicht, und es braucht sich niemand doof vorzukommen, weil er nur eine einzige Muttersprache hat.

Übrigens ist es durchaus nicht so ungewöhnlich, mehrsprachig aufzuwachsen, wie wir das bei uns in Europa oft glauben: In vielen Ländern der Welt ist die Mehrheit der Menschen mehrsprachig. So gibt es in der westliche Ukraine eine deutschstämmige Minderheit, für deren Angehörige es ganz normal ist, gleichzeitig Deutsch, Russisch, Ukrainisch und Ungarisch zu sprechen. Und in Indien werden neben den beiden Amtssprachen Hindi und Englisch mehr als 120 andere Sprachen gesprochen. Drei-, vier- oder fünfsprachige Menschen sind dort eher die Regel als die Ausnahme.

Das wichtigste Argument für eine mehrsprachige Erziehung von Einwandererkindern dürfte am Ende sein, dass sie sich so später gleichzeitig in mehreren Kulturen zuhause fühlen können: der ihrer Eltern und der des Landes, in dem sie aufwachsen. Grund genug, die Sprache des Landes zu erlernen, in dem man lebt.

Fridtjof Küchemann

Wann der Spaß aufhört

War doch nur Spaß: Das hört man oft, wenn sich jemand beleidigt oder bedroht fühlt und der andere zur Rede gestellt wird. Ob das nun stimmt oder eine Ausrede ist: Spaß hat seine Grenzen. Aber wo?

Einer sagt über einen anderen Gemeinheiten, der andere fühlt sich beleidigt und will das nicht auf sich sitzen lassen. Die einen sagen, das sei doch nur Spaß gewesen, die anderen finden, bei solchen Gemeinheiten sei wirklich Schluss mit lustig: So etwas erleben wir im Kleinen, jeden Tag auf dem Pausenhof in der Schule, und es ist noch nicht lange her, dass es einmal sogar richtig groß geworden ist. Was da mit dem deutschen Fernsehmoderator Jan Böhmermann und dem türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdoğan passiert ist, hat alle aufgeregt, und Richter, Anwälte und Politiker beschäftigt. Und dient als gutes Beispiel.

Der Journalist Jan Böhmermann hat in einer satirischen Sendung eine ganze Reihe echter Gemeinheiten über Erdoğan gesagt. Vorher hat er sich noch einmal erklären lassen, was eine Schmähhkritik ist: »Wenn du einfach so untenrum argumentierst«, hat sein Stichwortgeber erklärt, das könne bestraft werden. Und dann hat Böhmermann sein Gedicht vorgetragen, als Beispiel für eine solche verbotene Schmähhkritik, voller übelster Beleidigungen. Wenn etwas »einfach so untenrum argumentiert« war, dann dieses Gedicht. Die einen sagten: Es war doch nur ein Beispiel dafür, was man nicht machen darf, kapiert ihr das denn nicht? Die anderen antworteten: Schon klar, aber das war doch nur ein ganz billiger Trick, um es eben doch zu sagen. Als würde man auf dem Schulhof nicht sagen: Deine Mutter stinkt. Sondern: Ich sage jetzt mal nicht, dass deine Mutter